

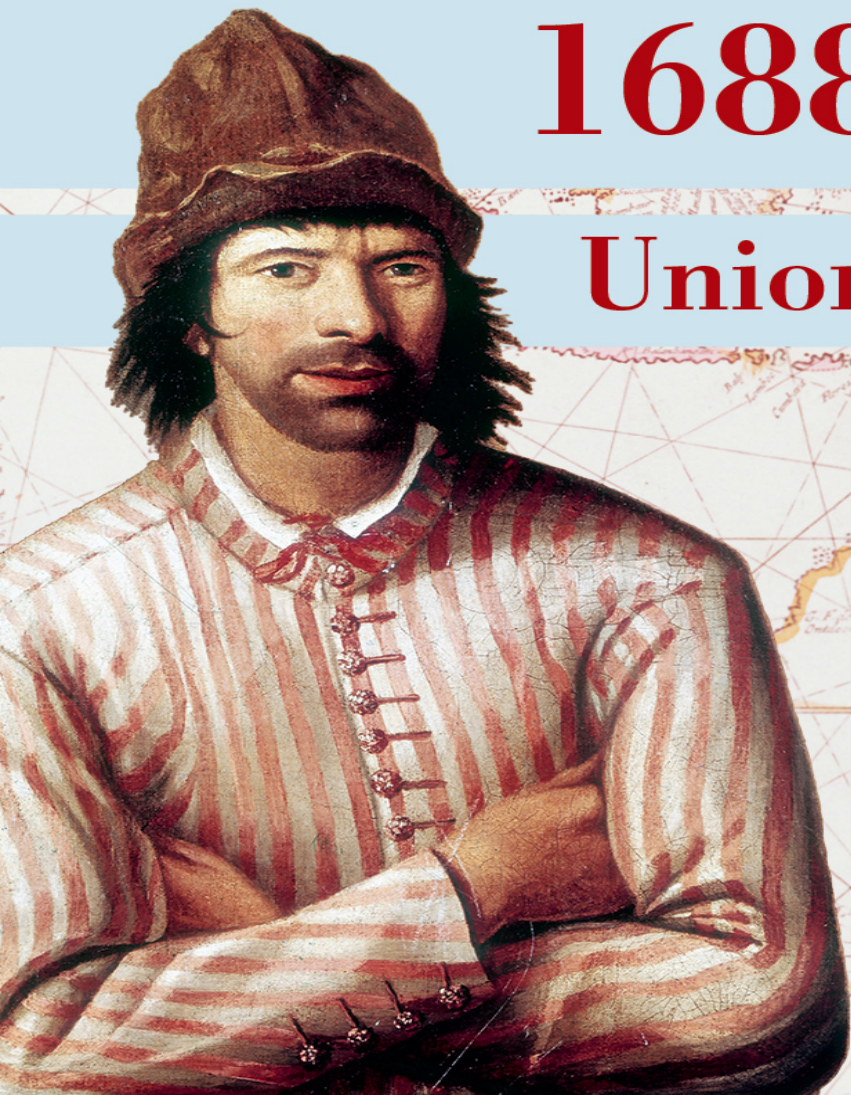
eBook



John E. Wills

1688

Unionsverlag



Zu diesem Buch

1688 – die Welt am Vorabend der Globalisierung. Was geschieht in Afrika, in Asien, in Europa, in Amerika?

Neue Mächte betreten die politische Bühne, die Wissenschaften und Künste blühen auf. Gemeinsam mit John Wills schauen wir Ludwig XIV. und Peter dem Großen über die Schulter, graben uns durch mexikanische Silberminen, begleiten Muslime auf der Pilgerfahrt nach Mekka, segeln in die Welthauptstadt Batavia, beobachten fromme Russen bei religiösen Ritualen und wandern durch die damals noch stinkenden Straßen Amsterdams. Newton, Locke und Leibniz machen sich unsterblich, Wissenschaften wie Herrschaften erleben weitreichende Revolutionen. Ein opulentes Tableau des Lebens im Jahr 1688, ein Mosaik der frühen Neuzeit.

»Und hinter tausend Punkten eine Welt: Trickreich belichtet John E. Wills das Jahr 1688 und präsentiert dem Bildungsreisenden ein Mosaik der frühen Neuzeit.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

»Wills destilliert aus der wütenden Stille der Geschichte eine brodelnde Masse transnationaler Menschheit und erinnert uns daran, dass die Globalisierung bereits seit über dreihundert Jahren andauert. Die Welt von 1688 war bereits ein wirtschaftlicher, politischer, kultureller und sexueller Hexenkessel und kocht seither unentwegt.« *Washington Post*

Der Autor

John Eliot Wills (1936–2017) war Professor für Geschichte an der University of Southern California. Zu seinen Spezialgebieten gehörten Weltgeschichte und chinesische Geschichte. 2013 wurde er von der USC mit dem Lifetime Achievement Award ausgezeichnet.

Mehr über den Autor und sein Werk auf www.unionsverlag.com

John E. Wills

1688

Die Welt am Vorabend
des globalen Zeitalters

Aus dem Englischen
von Nikolaus Gatter

Mit sechs Abbildungen
und einer Karte

Unionsverlag

Die Originalausgabe erschien 2001
bei W. W. Norton & Company, Inc., New York.
Die deutsche Erstausgabe erschien 2002
im Verlag Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach.

Im Internet

Aktuelle Informationen, Dokumente und Materialien
zu John E. Wills und diesem Buch
www.unionsverlag.com

Unionsverlag Taschenbuch 904
© by John E. Wills, jr., 2001, published in arrangement
with W. W. Norton & Company, Inc., 500 Fifth Avenue, New York, NY 10110
Die Übernahme der Übersetzung erfolgt
mit freundlicher Genehmigung der Bastei Lübbe AG.
Originaltitel: 1688
© by Unionsverlag 2021
Neptunstrasse 20, CH-8032 Zürich
Telefon +41 44 283 20 00
mail@unionsverlag.ch
Alle Rechte vorbehalten
Reihengestaltung: Heinz Unternährer
Umschlagmotive: Historische Weltkarte, 1680, Südostasien (Hintergrund);
London um 1600, handkolorierter Holzschnitt (oben mitte);
Zar Peter I. von Russland, verkleidet als Schiffszimmermann (unten links);
Die Geister Xu You und Chaofu, von Kusumi Morikage,
Edo-Zeit, 17. Jh. (unten rechts); alle Alamy Stock Photo
Umschlaggestaltung: Peter Löffelholz
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI - Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-293-20904-6
eISBN 978-3-293-31102-2

Der Unionsverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem
Verlagsförderungs-Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Gewidmet
Robert H. Irrmann (1916–1998),
dem Kenner des Jahres 1688,
dem Geschichtenerzähler,
dem Freund.

INHALT

Barockes Vorspiel: 3. Januar 1688

TEIL I

Eine Welt voller Segelschiffe

1. Das Reich des Silbers
2. Afrikas viele Gesichter
3. Sklaven, Grenzen, Wegbereiter
4. Dampier und die Aborigines

TEIL II

Die Welt der großen Compagnie

5. Am Kap der Guten Hoffnung
6. Welthauptstadt Batavia
7. Phaulkon

TEIL III

Getrennte Welten: Russland, China, Japan

8. Das Imperium Peters des Großen
9. Überlebende und Visionäre
10. Am Hof des Kangxi
11. China und die Jesuiten
12. Kanazawa, Edo, Nagasaki
13. Saikaku und Bashô

TEIL IV

Politische Welten: Versailles, London, Amsterdam

14. Der Sonnenkönig und die Damenwelt
15. Familienkrach und Glorious Revolution
16. Widerhall jenseits der Weltmeere
17. Die hundertjährige Freiheit

TEIL V

Wortwelten: europäische Sprachen, Stile, Erkenntnisse

18. In der Gelehrtenrepublik
19. Aphra Behn
20. Newton, Locke und Leibniz

TEIL VI

Weltreligionen: der Islam und seine Nachbarn

21. Im Reich des Sultans
22. Mekka
23. Hindus und Muslime
24. Engländer, Inder und das Dach der Welt

TEIL VII

Heimatlose Welt: Exil, Utopie und Familie

25. Nächstes Jahr in Jerusalem
26. Wohl dir, du hast's gut

Danksagung

Quellen und weiterführende Lektüre

Zitatnachweise

Verzeichnis der Abbildungen

Register

BAROCKES VORSPIEL: 3. JANUAR 1688

Während der Erdball sich dreht, wandert das Licht von den grauen, blassen Fluten des Pazifischen Ozeans zu den Wäldern und Feldern an den Küsten Japans und Luzons. In dem brodelnden Klima und der aufwändig kontrollierten Ordnung von Edo, wo eine Dynastie japanischer Militärdiktatoren residiert, öffnen sich die schweren Holzportale der Wohnquartiere. Von fern wehen Morgengesänge und Gongs buddhistischer Tempel heran. Krämer öffnen ihre Läden und legen sorgfältig ihre kostbaren, von überall aus dem Land herangeschafften Waren aus. Übermüdete Nachtschwärmer kommen aus den Vergnügungsvierteln und ducken sich in den Hauptstraßen, wenn berittene Samurai mit rasselnden Schwertern vorbeigaloppieren.

In Manila, auf Luzon, erschallen die Glocken der großen Kirchen im Stadtzentrum, südlich der Sumpfgebiete am Ufer des Pasig, und von den bescheideneren Kapellen im Chinesenviertel nördlich des Stroms. Aus den Häfen des chinesischen Festlands sind Dschunken eingetroffen. Wie man sich erzählt, sind es nicht mehr so viele wie im vergangenen Jahr, wegen der wachsenden Spannungen zwischen den Chinesen und der übrigen Bevölkerung auf Luzon. Wie wird die Obrigkeit im fernen Madrid und in

Mexiko-Stadt auf die ständigen amtlichen Beschwerden über die Chinesen reagieren? Wird Manila, dieser Außenposten des durch Katholizismus und Silber zusammengehaltenen spanischen Weltreichs, bald wieder von chinesischen Seeräubern heimgesucht werden?

Weiter südlich, an einem felsigen Küstenstreifen im Nordwesten Australiens, ist William Dampier schon aufgestanden, der begabte Naturforscher, Arzt und Barbier einer Seeräuberbande. Gewissenhaft registriert er die riskanten Gezeitenströme. Zugleich behält er die Ureinwohner im Auge, die ihn argwöhnisch von einer Klippe herab beobachten. Er hält sie für harmlos und bedauernswert primitiv, doch bieten sie Stoff für herrliches Seemannsgarn, falls er heil und gesund nach Hause kommt. Bei einsetzender Flut schwärmen die Mücken aus, kleben ihm zwischen den juckenden Augenlidern.

Die hohen roten Mauern und gelben Ziegeldächer des Kaiserpalasts in Peking glänzen im ersten Sonnenlicht, als eine sonderbare Prozession durch das riesige Südportal wandert. Fahnenträger und Leibwächter sind vollzählig angetreten. Seine Kaiserliche Hoheit will ausgehen. Er ist unterwegs zum Himmelsaltar, wo er zum winterlich kalten Firmament aufblicken und den Himmel anflehen wird, ihm etliche seiner Lebensjahre zu nehmen und sie seiner Großmutter zu überlassen, die im Sterben liegt.

Wenn die Dämmerung die Moschee an der Straße des Ochsen im Westen Pekings erreicht und die luftigen, tropischen Moscheen auf den Inseln des Südens wie Mindanao und Amboina, weckt der Ruf der Muezzins die Gläubigen zum Morgengebet. Mehrere Stunden später findet er einen Widerhall im südindischen Haiderabad (Hyderabad) und im prächtigen Lager am Stadtrand, beim Großmogul Aurangzeb und seiner gewaltigen Armee. Unter den Generälen des Herrschers sind einige Hindus, doch er

selbst und die meisten Feldherren bekennen sich zu Mohammed und verneigen sich beim Morgengebet gen Mekka, bevor sie ihr Kriegshandwerk aufnehmen und sich zu einer neuen Schlacht rüsten. Und jetzt ruft der Muezzin überall, wo der Morgen graut, weit nördlich in Isfahan und Samarkand, in Mekka, Kairo und Istanbul, im umkämpften Belgrad, in Algier und Timbuktu.

Schon erhebt sich auch christliches Morgengeläut. Glikl bas Judah Leib in Hamburg weiß, dass damit nicht sie und ihr Volk zur Frühmesse gerufen werden; wenn die Glocke erschallt, ist sie wie jeden Tag längst munter und bei der Arbeit. Pater Vincenzo Coronelli hat bereits die Morgenandacht im Franziskanerkloster von Venedig hinter sich und widmet sich nun seinem Tagewerk, der Kartografie und seiner weitreichenden wissenschaftlichen Korrespondenz. Isaac Newton hört die Kirchen und die Universitätskapelle von Cambridge läuten; er wird sich hüten, den Konflikt mit seinem König weiter eskalieren zu lassen, und will erst die Rezensionen seiner *Principia* abwarten. Wenn heute die Sonne scheint, wird er feststellen, dass jetzt, wo die Wintersonnenwende vorüber ist, die mittäglichen Schatten ein wenig kürzer werden.

Hinter dem nächsten Ozean, in beiden Teilen Amerikas, versuchen viele Menschen, nach den Verwüstungen durch die Europäer und den von ihnen eingeschleppten Seuchen wieder ihr gewohntes Leben zu führen. Einige wenige Europäer träumen neue Träume in der Neuen Welt, die nicht mehr nur von grenzenlosem Überfluss und paradiesischem Müßiggang handeln. In einer idyllischen Senke des Wüstenhochlands von Sonora sieht Pater Eusebio Kino zu, wie seine jüngst bekehrten Pima sich zur Sonntagsschule versammeln, und hofft, die dunkle Wolke im Norden werde Leben spendenden Regen bringen. Und

weiter wandert das Licht über das unermessliche Weltmeer.

Dieses Porträt eines einzigen Tages in einem bestimmten Jahr ist streng genommen nur ein Konstrukt. Er beginnt im Pazifik. Dort fängt unser moderner weltweiter Tageslauf an, weil dieser Ozean damals schon war, was er immer noch ist: die größte Leerstelle in der Dichte menschlicher Besiedlung und Arbeit. In den folgenden Kapiteln werden wir Genaueres über die Menschen und ihre Lebensräume erfahren und weit mehr über jene Welt von 1688. Doch selbst wenn man sich auf ein einziges Jahr konzentriert, bleibt dies ein willkürliches Gedankenspiel, das uns viel weniger Rätsel aufgibt als den damals lebenden Menschen. Die überwiegende Mehrheit hätte schon mit der Jahreszahl »1688« gar nichts anfangen können. Die Muslime beispielsweise standen an der Wende des Jahres 1099 zum Jahr 1100. Für die Chinesen war es zunächst das 26., dann das 27. Jahr der Kangxi-Regierung.

Die Vorstellung eines einzigen Jahres der Weltgeschichte ist für sich genommen bloß ein Kunstprodukt; das gilt für das beginnende 21. Jahrhundert und erst recht für das späte 17. Jahrhundert. Heutzutage bekommen wir in Sekundenschnelle Nachricht von größeren Ereignissen; weltweit vernetzte Rechner und Telekommunikationsmittel erreichen in Echtzeit fast jeden Winkel der Erde. Im Jahr 1688 war der Austausch zwischen den Kontinenten vollkommen auf Boten und die Post angewiesen, die mit Segelschiffen transportiert wurden; diese verkehrten nur zu bestimmten Jahreszeiten, wenn die Winde günstig waren. Für die Beförderung der Nachrichten von einem Ende der Welt zum anderen – etwa eines Briefs, den ein Holländer aus der japanischen Faktorei der Vereinigten Ostindischen Compagnie seinem Cousin im Tal des Hudson

River schrieb – musste man mit einiger Sicherheit über ein Jahr einkalkulieren.

Selbst heute, da uns alle möglichen Hilfsmittel für Ferngespräche oder Weltreisen zu Gebote stehen, ist die Anzahl derer erstaunlich gering, die kontinuierlich global zu denken imstande sind oder auch nur zwei Kontinente gleichzeitig im Blickfeld behalten können. Nur die wenigsten Europäer machten sich im Jahr 1688 eine vage Vorstellung von der Vielfalt der Kulturen und Lebensräume der Menschen, ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Zu nennen wären allenfalls der Gelehrte Gottfried Wilhelm von Leibniz, die jesuitischen Missionare, der britische Reisende William Dampier oder die gebildeten Städter Europas, die eine wachsende Fülle von Reiseberichten und Schilderungen anderer Weltteile studierten. Gewiss, der Kangxi-Kaiser in China und einige seiner Bediensteten kannten die Europäer als ein neues Element am äußersten Rand ihres »Alle-unter-einem-Himmel«-Weltbilds, doch von Afrika und Amerika wussten sie kaum etwas. Der Islam erstreckte sich von Peking und Mindanao bis zur Donau und zum Niger; in die Neue Welt gelangte er nur, wenn einige unglückliche afrikanische Muslime den Seeweg überstanden, um in Nord- oder Südamerika ihr Dasein in der Sklaverei zu fristen. Das Leben ungebildeter Bauern blieb in allen Kulturen weitgehend auf den engen Umkreis ihres Dorfs und des nächstgelegenen Marktfleckens beschränkt. Der Stamm der Bardi im Westen Australiens zählte kaum mehr als 1000 Einwohner, die kaum Werkzeuge besaßen und fast ausschließlich mit ihren Geistern und über Träume kommunizierten. So zeigt sich, dass wir in der »einen Welt« des Jahres 1688 auf eine Vielzahl menschlicher Erfahrungsräume treffen.

Doch nicht allein das Tempo der Fortbewegung und Kommunikation ist bezeichnend dafür, dass unsere

Lebensweise mit der vor 300 Jahren üblichen kaum zu vergleichen ist. Die Erde war 1688 viel weniger bevölkert und wies ausgedehnte Wald- und Steppengebiete auf, die erst später landwirtschaftlich genutzt oder urbanisiert wurden. Die Höflinge von Versailles konnten noch allmorgendlich zur Wolfsjagd ausreiten. Ohne elektrische Verstärker und Verbrennungsmotoren ging alles viel leiser zu. Die Lebenserwartung war geringer, weil sich ansteckende Krankheiten ungehemmt ausbreiteten; gegen Risiken bei der Kindsgeburt war niemand gewappnet. Doch der vermutlich größte Unterschied bestand darin, dass kein Mensch des 17. Jahrhunderts innerhalb seiner Lebenszeit rapiden technologischen Wandel zu erwarten hatte, ebenso wenig wie – selbst in längeren Zeiträumen – fundamentale Umwälzungen der politischen Verhältnisse oder des Alltags. Fast ausnahmslos fristeten die Menschen ihr Dasein tief verwurzelt im Glauben und in den Traditionen der Vorfäter, ohne ernsthaft mit Veränderungen zu rechnen. Sofern man Reformen für erstrebenswert hielt, handelte es sich eher um die Rückkehr zum Althergebrachten, zum unverfälschten Brauchtum. Utopien, wie sie uns heute geläufig sind, die schwache Vorahnung einer Chance, das menschliche Dasein grundlegend zu verbessern, wurden damals allenfalls von einigen gelehrten Außenseitern in Europa artikuliert.

Diese wenigen Gelehrten sollten allerdings Recht behalten, wenn sie die Möglichkeit eines radikalen Umbruchs in Betracht zogen. Im Rückblick erkennen wir schon 1688 unübersehbare Anzeichen für das Heraufdämmern unserer modernen, ganz anders gestalteten Welt: den Siegeszug der Naturwissenschaften, der Urbanität und des Handels; die Förderung des Wirtschaftswachstums durch politische Maßnahmen; die erstaunliche Vielfalt von Presse und Literatur, teilweise

schon für ein städtisches Massenpublikum bestimmt; die individuellen, einander ausschließenden Auslegungen und Umdeutungen der Weltreligionen; den vehementen Protest gegen Sklaverei und gegen die Unterdrückung der Frau. All diese Neuerungen werden in den folgenden Kapiteln mehr als einmal behandelt. Leserinnen und Leser werden sich oft wundern, dass in aller Welt ähnliche Prozesse zu beobachten sind: In Japan wachsen Handel und Wirtschaft ebenso schnell wie in Europa; Saikaku und Aphra Behn schreiben jeweils für einen stark kommerzialisierten Buchmarkt; Wang Fu-chi und William Penn aktualisieren in höchst persönlicher Weise die großen Traditionen.

Dass wir uns auf Quellen konzentrieren, die sich auf dieses einzelne Jahr beziehen, führt notwendigerweise zu einem gewissen Ungleichgewicht und zu blinden Flecken. Menschen von geringerem Bildungsstand kommen nur in Betracht, wo sie von anderen geschildert werden. Daher erfahren wir mehr von Herrschern als von Beherrschten, mehr von Händlern als von Bauern. Reisende, die viel zu erzählen hatten, vorwiegend Europäer, vermitteln uns einen Großteil des Wissens über die außereuropäische Welt. Um ihren Vorurteilen nicht zu erliegen, habe ich mich bemüht, solche Berichte gegen den Strich zu lesen – nicht anders als vor 40 Jahren, als ich erstmals holländische Quellen über das Geschehen an der chinesischen Küste studierte. Vor allem aber hoffe ich, meine Leserinnen und Leser können die Faszination nachvollziehen, die mich beim Lauschen auf die vielstimmige Überlieferung ergriffen hat.

Einige dieser Stimmen sprechen die Sprache, in der dieses Buch ursprünglich verfasst wurde: Dampier, der seine klugen Beobachtungen der australischen Aborigines mitteilt; Locke, der für einfühlsames und besonnenes Denken wirbt, vor allem angesichts der schwer zu

entwirrenden Rätsel der Wirklichkeit, der Erkenntnis, des Rechts und der Politik. Auch die in anderen europäischen Fremdsprachen überlieferten Texte sind uns verständlich; sie zeigen Bayle als leidenschaftlichen Verkünder des freien Willens und wahrer Frömmigkeit oder Vieira, der vom Pfingstwunder schwärmt und in Zungen redet. Doch wie steht es mit Aphra Behn, wenn sie den fiktiven, aber von persönlicher Anschauung der Autorin inspirierten Protest eines Rebellen gegen die Sklaverei zitiert? Können wir mit unserem modernen Verstand die subtilen Eingebungen und Visionen der Sor Juana nachvollziehen? Ich schmeichle mir gern, ein Gespür für die trockene Ironie des Kaisers von Kangxi zu haben, doch abgesehen davon, dass seine Aussprüche stets von den Schreibern für die Nachwelt aufbereitet wurden, weiß ich bis heute nicht, ob er sich vorwiegend in chinesischer Sprache oder auf Mandschu verständigte. Das »Gott strafe den Tyrannen« eines indischen Sufi hallt, wie es scheint, über alle Mentalitäts- und Sprachbarrieren hinweg. Doch die gelassene, ironische Stimme von Saikaku erreicht uns nur, weil sich sprachbegabte und gebildete Übersetzer dieser wohl diffizilsten und anspielungsreichsten Prosa der Welt angenommen haben.

Dabei hören wir gar keine wirklichen Stimmen. Wir lesen Texte. Wie die Menschen des Jahres 1688 miteinander redeten, ist nur überliefert, sofern es schriftlich aufgezeichnet wurde. Beim Lesen die Stimmen der Autoren zu hören ist eine bekannte, wenn auch rätselhafte Begleiterscheinung unserer Schriftkultur. Manchmal, wenn wir die Autorinnen oder Autoren persönlich kennen oder bei Diskussionen erlebt haben, werden wir gewahr, wie viel von ihrer gesprochenen Rede in den Schreibstil einfließt. Das »dritte Ohr«, der merkwürdige Sinn für die Stimme eines Textes, macht sich erst recht in unseren Quellen aus

dem Jahr 1688 bemerkbar. Händler und Menschen in politischen, militärischen oder gelehrten Berufen waren viel unterwegs. Um nicht den Kontakt zu ihren daheim gebliebenen Angehörigen zu verlieren, mussten sie schreiben. Tausend Jahre lang haben schreibkundige Chinesen Gedichte verfasst, wenn sie sich von ihren Freunden verabschieden mussten, mehr noch, wenn sie getrennt lebten - Gedichte, die gesungen und anderen vorgetragen werden sollten, als seien Schreiber und Leser noch beisammen.

Das späte 17. Jahrhundert war die Glanzzeit des eleganten, leichten Konversationstons in französischer und englischer Prosa, der auch die Briefkultur prägte. John Locke bediente sich ein und desselben Stils, wenn er sich über Landwirtschaft und Finanzwesen äußerte, zarte Bande mit der Weiblichkeit knüpfte oder die abgründigsten ethischen Probleme erörterte. Romane wurden nicht selten als Serie von Briefen angelegt, und Bücher wandten sich gewöhnlich mit Vorworten »an den geneigten Leser«.

Manche Stimme wird unpersönlich erscheinen oder sein. Der mächtige Mann aus dem Kongo verkörpert in Wort und Person die Verknötung dämonischer Kräfte in einem Fetisch. Der Muezzin in der Dämmerung, die Schüler einer Koranschule an der senegalesischen Küste, ein junger Türke, den christliche Flusspiraten an der Donau entführt haben, sie alle wiederholen die Worte, die der Engel des Herrn dem Propheten diktiert hat. Der mächtige Jesuit Vieira behauptet, aus ihm spräche die Heilige Schrift. Oft aber sind die Stimmen eindeutig und untrennbar an Einzelne und deren Biografien gebunden. In den Überschriften der Kapitel finden sich einige Namen solcher Individuen: Dampier, Saikaku, Locke, Leibniz, Aphra Behn. Niemand spricht ausschließlich mit ihrer oder seiner eigenen Stimme, doch diese vernehmen wir in Einzelfällen

deutlicher, wenn wir ein wenig mehr wissen vom Leben derer, die da sprechen.

Zu gewissen Zeiten sind die Stimmen nur im Kollektiv zu hören. Aus dem Frachtraum der Sklavenschiffe kennen wir nur das Murren, das sich manchmal zum Geheul der Verzweiflung und ohnmächtigen Wut steigert. Wir vergegenwärtigen uns die raue Melodik alter russischer Hymnen auf den Lippen der Altgläubigen, bevor die Flammen der Scheiterhaufen emporzüngeln. Andere Stimmen gehen unter - im Andenwind, der über die barocken quadratischen Plazas von Potosí pfeift, im Seesturm, wenn er die Pläne wachsamer Reisender vereitelt, oder im Tosen der Ströme, die dem Herzen eines Kontinents entspringen und sich den Weg bis zum Ozean bahnen. In die Ohren der Europäer, die an Afrikas Küsten landeten, murmelten die großen Flüsse das Geheimnis ihrer Quellen, die Verheißung reicher Bodenschätze stromaufwärts. Ein europäischer Visionär hielt den Amazonas für einen Weg ins potenzielle Paradies auf Erden. Selbst Jangtsekiang und Mississippi wurden besser verstanden als Senegal, Gambia, Niger und Kongo: Afrikas Vielfalt ist für die meisten von uns schwer fassbar, und die individuellen Stimmen der Afrikaner - mit der entsetzlichen Ausnahme jener Sklaven, die ihr Land für immer hinter sich lassen mussten - sind nahezu ungehört verklungen.

Während der Erdball sich dreht, wandern Licht und Schatten weiter. Themen und Stimmen klingen an, ohne dass ich ihre Einsätze vorherbestimmen oder gar steuern könnte. Sie sind in barocker Weise miteinander verschränkt. Von denen, die das Jahr 1688 in den entlegensten Winkeln der Welt erlebten, wussten nicht allzu viele um die Fähigkeit vernunftbegabter Wesen, die Verwicklungen und Pointen der Menschennatur zu durchschauen, den Wendekreis von Sonne, Mond und

Sternen und sogar die verwirrende Anomalie von Kometenbahnen zu berechnen.

»Barock« ist ein Begriff geworden, der für viele Erscheinungen steht, nicht zuletzt für das Zusammenführen einzelner Melodielinien zu einer Fuge. Fast könnte man versucht sein, Saikaku mit seiner doppelbödigen Ironie als »barock« zu bezeichnen. Beginnen wir mit den barocken Gedankenspielen der frommen Sor Juana; gegen Ende wird die leidenschaftliche Stimme des Liedes Salomonis die geheiligte Spur köstlicher Ornamente nachziehen und die Worte des Psalmisten in einen Choral der Weihe und Sehnsucht kleiden. Wir schließen mit einem der untergehenden Dynastie der Stuarts gewidmeten Anthem Purcells, das, ohne sie retten zu können, Zuversicht und Wagnis der Menschheit heraufbeschwört - vom mächtigsten Herrscherhaus bis hinunter zum ungeborenen Kind.

TEIL I



EINE WELT VOLLER SEGEL-SCHIFFE

Im Jahr 1688 verteilte Pater Vincenzo Coronelli vom Orden der Minderbrüder, Kosmograf der glückseligen Republik Venedig, unter seinen Abonnenten Landkarten, die so zugeschnitten waren, dass sie die Oberfläche einer Weltkugel von über einem Meter Durchmesser bildeten. Dieser Globus – der bis dato größte gedruckte seiner Art – wurde zum Triumph der kartografischen Kunst und Wissenschaft im 17. Jahrhundert. Den Küstenverlauf der Kontinente hatte man mit verblüffender Präzision wiedergegeben, mit den einzigen Ausnahmen der Ostküste Australiens, beider Nordküsten des Pazifiks in Japan und Kalifornien, einiger Gebiete der amerikanischen und sibirischen Arktis und der Antarktis. Hier ließ man entweder Lücken oder deutete die vagen maritimen Ortskenntnisse oder Spekulationen der Seefahrer mit Skizzen an. Die Darstellung des Landesinneren der Kontinente verdeutlicht, wie gut sich die Jesuiten in den Tälern des Jangtsekiang, am Sankt-Lorenz-Strom und in Paraguay auskannten; auch jüngste europäische Entdeckungsreisen oberhalb von Senegal und Zambesi und unterhalb des Mississippi waren berücksichtigt. Nur in Sibirien und Zentralasien zeigt sich der Coronelli-Globus nicht ganz auf der Höhe der Zeit. In diesen Regionen hatte sich nur der berühmte Kaufmann und Politiker Nicolaas Witsen aus Amsterdam umgetan, der auf ein Jahrhundert holländischer Handelsbeziehungen mit Russland zurückgreifen konnte. Doch lagen nur die wenigsten seiner Reisenotizen gedruckt vor.

Einige freie Stellen in den ozeanischen Weiten seines Globus schmückte Coronelli mit winzigen Bildern jener

europäischen Segler, die 1688 für weltweiten Austausch sorgten. Die Welt der Segelschiffe wurde von spanischen Galeonen bestimmt, die Silber über den Atlantischen und Pazifischen Ozean transportierten und für den unübersehbaren Transfer von Sklaven, Gold, Tuch, Waffen und vielen anderen Gütern zwischen Westafrika, Europa, Nord- und Südamerika sorgten. Die über den Ozean reisenden Europäer gründeten kleine Niederlassungen (Faktoreien) in der Neuen Welt und in den Grenzgebieten Asiens und Afrikas. Sie begegneten einer unvermuteten Vielfalt von Völkern, von den alten Zivilisationen Asiens über die anheimelnden Bauerndörfer nordamerikanischer Indianer bis zu den materiell - aber durchaus nicht geistig - armseligen Lebenswelten der Aborigines im nordwestlichen Australien.

Pater Coronelli selbst legte eine stolze Mischung aus Gottvertrauen und Empirismus an den Tag. Als einflussreiches Mitglied des Franziskanerordens, der im Mittelalter die intellektuelle und geistliche Avantgarde gestellt hatte, war er ein selbstbewusster Bürger und Staatsbeamter Venedigs. Venedig war damals noch eine große Mittelmeermacht, musste sich jedoch damit abfinden, wie die politische, wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung in Europa allmählich von Italien auf Frankreich, die Niederlande und schließlich auf England überging. Seine geografischen Kenntnisse hatte Coronelli bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich erworben, wo er für Ludwig XIV. den damals mit einem Durchmesser von vier Metern größten existierenden Globus herstellte. Die Gnade seiner venezianischen Fürsten und Mäzene sicherte er sich, indem er ihre Eroberungen im östlichen Mittelmeer kartografierte.

Im Jahr 1684 rief Pater Coronelli mit der »Kosmografischen Akademie der Argonauten« die weltweit

erste Gesellschaft für Geografie ins Leben. Zu den Schirmherren dieser Akademie gehörten der Doge von Venedig und Jan III. Sobieski, König von Polen und Verteidiger Wiens gegen die Türken. Ableger der Gesellschaft wurden in Mailand und Paris gegründet. Berühmte Gelehrte in ganz Europa waren als Mitglieder registriert; selbst Pater Ferdinand Verbiest, der am weit entfernten Kaiserhof von Peking als Astronom diente, fand Aufnahme - vielleicht durch Vermittlung eines Jesuitenkollegen, der nach Europa zurückkehrte. Für drei Lira im Monat konnten Subskribenten monatlich sechs Tafeln des umfassenden Kartenwerks beziehen, das Pater Coronelli nach und nach zum Druck brachte. Auch die dreieckigen Globussegmente wurden im Abonnement verkauft, für insgesamt 504 Lira.

Um aktuelle Erkenntnisse über jedes geografische Detail zu erlangen, pflegte Pater Coronelli unermüdlich Beziehungen zu den gekrönten Häuptern Europas. Dadurch war seine kartografische und drucktechnische Werkstatt im Franziskanerkloster von Venedig stets auf dem neuesten Stand. Ein Miniaturporträt, das als gelungene optische Neckerei gelten kann, bei der Coronelli hinter einer Kartusche auf dem Globus von 1688 hervorlugt, lässt ein Funkeln in den Augen und eine gewisse, ganz und gar nicht asketische Rundung des Gesichts erkennen. In seiner braunen Kutte, dem Strick als Gürtel und den Sandalen, die zum Orden des heiligen Franz von Assisi gehören, bewegte er sich bei der Arbeit an Kartenwerken und Erfindungen stets im Rahmen franziskanischer Frömmigkeitsregeln. An vielen Tagen nahm er die Gondel über einen Seitenkanal zum belebten Canale Grande und zum Dogenpalast mit seinen düsteren, samtverkleideten Kammern, dem noch heute die Aura jener unerbittlich perfekten und ordnungsbesessenen Stadtrepublik anhaftet. Dort beriet er

die Stadtoberhäupter bei weltpolitischen Entscheidungen. Gelegentlich muss er ein Stück weiter gefahren sein, zur »Arsenal« genannten Reederei, deren aneinander gereihte Fertigungshallen dem Bau von Kriegsschiffen dienten.

In dieser Sphäre der Macht fühlte sich Coronelli zu Hause; schließlich hing sein Lebenswerk vom Beistand der Mächtigen ab. Seine Landkarten registrierten Entdeckungen von Forschungsreisenden, die als Vorreiter europäischer Großmächte unterwegs waren. Sie standen symbolisch für die ordnenden und die Welt letztendlich unterwerfenden Kräfte. Als geistiger Zögling des heiligen Franz und Schrittmacher der geografischen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts, tief verwurzelt im unerschütterlichen Glauben an Gott und den Menschen, doch offen für jedes Neuland, das der Mensch sich erschloss auf Gottes Erdenrund, schuf Coronelli Globen, die uns die Welt von 1688 in ihren vielen Facetten erschließen: vertraute und unerforschte Gewässer, kartografisch erfasste Küsten und solche, an denen noch niemand gelandet war.

Die Intensität des Handelsverkehrs zwischen Europa, Afrika und Amerika machte den Südatlantik zu einer wohl bekannten und der im Jahr 1688 meistbefahrenen Strecke des Weltmeers. Der erste Vorstoß der antimuslimischen, militant katholischen Großmächte Spanien und Portugal nach Westen lag fast zwei Jahrhunderte zurück. Niemand hätte sich damals vorstellen können, dass diese spärlichen Anfänge den Exodus freiwilliger und unfreiwilliger Auswanderer, die Gründung neuer Metropolen in Nord- und Südamerika, neue Exzesse des Handels, des Terrors und der Ausbeutung herbeiführen würden. Glücksritter und Siedler folgten den Entdeckern auf dem Fuß. Doch die Glücksritter hatten sich ebenso wie die Siedler längst den Weg über Panama und um Südamerika herum in die

endlosen Weiten des Pazifiks und sogar darüber hinaus gebahnt. An allen Küsten waren sie unbekanntes Völkern begegnet. Bei einigen - etwa den Bergarbeitern von Potosí - ging die Ankunft der Europäer mit einem radikalen Wandel ihrer Lebensumstände einher, während andere, wie der Caddo-Stamm im heutigen Texas und die Bardi in Australien, noch jahrhundertlang an ihren Gewohnheiten festhalten sollten.

1. DAS REICH DES SILBERS

Am 28. April 1688 verließ eine Prozession die Stadt Mexiko, durchquerte auf Dammwegen die umliegenden Feuchtgebiete, streifte die Dörfer und Gehöfte auf der Hochebene, bevor sie den Gebirgspass zwischen den beiden über 4800 Meter hohen Vulkanen Iztaccihuatl und Popocatepetl erklomm und schließlich zum tropischen Hafen Veracruz gelangte. Das rege Kommen und Gehen von Durchreisenden war nichts Neues für die Bauern auf den Dörfern und Feldern, doch diesmal warfen sie die Spaten beiseite, blickten auf und riefen einander in Nahuatl, der gebräuchlichsten Eingeborenensprache, herbei. Offenbar handelte es sich um keine gewöhnliche Prozession. Einer Vorhut von Berittenen und einer prächtigen Kutsche folgten zahlreiche Lastkarren und eine lange Reihe vornehmer Kaleschen.

Von 1680 bis 1686 hatte der Marqués de la Laguna y Conde de Paredes als Vizekönig über Neuspanien geherrscht. Mit überwältigendem Reichtum, guten Beziehungen zu Madrid, vollendetem Stilgefühl und Kunstgeschmack hatten er und seine Gemahlin María Luisa der vizeköniglichen Residenz in diesen sechs Jahren ein Ansehen verliehen, das sich, wenn schon nicht mit Madrid, so doch mit einer Reihe kleinerer europäischer Höfe messen konnte. Jetzt gaben vornehme spanische Granden

in ihren Kutschen dem Paar das Geleit nach Guadalupe, von wo aus sie ins heimatliche Spanien aufbrechen würden.

Das Kind, vom Schoß der Sklavin einst empfangen,
steht laut Gesetz dem zu, der rechtens auch
über die Magd verfügt, aus deren Bauch
die kleinen Glieder nun ans Licht gelangen.

Die Früchte, die dem Erdengrund entsprangen,
sind Gaben, die das Feld, treu seinem Brauch,
dem Herren schenkt, der half, dass Halm und Strauch
gedeihen konnten und in Fülle prangen.

So hab ich, beste Lysi, allen Grund,
mit diesen Kritzelskizzen dir zu danken:
Kindern der Seele, von der Brust geboren.
Sind sie auch nicht ganz heil, nicht recht gesund -
recht ist, dass dir gehören die Gedanken
eines Herzens, so innig dir verschworen.*

Diese Verse wurden später im Jahr 1688 niedergeschrieben und gelangten von Mexiko ins Herzogtum Laguna in Spanien. Sie bedienen sich metaphorischer Sprache und klassischer Bilder, um die Gefühle der Dichterin zu verschlüsseln. Die Heimkehr der Marquesa war das Ende dessen, was zeit ihres Lebens der Liebe am nächsten kommen sollte. Mit dem Marqués verlor sie auch den Schutz vor jenen, die ihren Lebenswandel und ihre Ansichten für skandalös hielten. Stein des Anstoßes war weniger die lesbische Neigung der Autorin - obwohl sie auch Männern gegenüber höchst verwickelte und unkonventionelle Gefühle hegte; dass sie je körperliche Erfüllung oder auch nur Leidenschaft erlebt hätte, ist kaum anzunehmen -, sondern dass sie als Nonne im Kloster San

Jeronimo eine Vielzahl religiöser und wissenschaftlicher Bücher las, lange, geistvolle Unterredungen in ihrem großen Freundeskreis pflegte, regelmäßig fromme und weltliche Schriften verfasste und mit den Theorien des Hermetismus und Neuplatonismus sympathisierte, die mehr oder minder an Ketzerei grenzten. Ihr Ordensname lautete: Sor Juana Inés de la Cruz. Heute gilt sie als eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte der hispanischen Dichtung.

In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts war Mexiko von heftigen Gegensätzen geprägt. Der vizekönigliche Hof und die begüterten Kirchenfürsten pflegten einen betont europäischen Lebensstil, der sich auch in ihrer Denkweise niederschlug. Dagegen versuchte der bei weitem größte Teil der Bevölkerung verzweifelt, an Sprache, Weltbild und Traditionen aus der Zeit vor Ankunft der spanischen Eroberer festzuhalten. Beispielsweise führt man die Verehrung der Heiligen Jungfrau von Guadalupe nicht zuletzt darauf zurück, dass sie ursprünglich einem mexikanischen Kleinbauern am Altar einer aztekischen Gottheit erschienen war. Zwischen der »Halbinsel«-Elite und den »Indios« standen die im Land geborenen, der iberischen Kultur und Sprache verhafteten »Kreolen«, die große Rinderfarmen leiteten, ständig nach neuen, ergiebigen Silberadern gruben oder neue Techniken zur Ausbeutung alter Bergwerke entwickelten. Sie konnten weder als »Spanier« noch als »Indio« gelten und erlitten hautnah die ganze Zerrissenheit der Gesellschaft und Zivilisation Mexikos.

Für die Literatur, in der Sor Juana heute so unerhörten Ruhm genießt, waren diese gesellschaftlichen und kulturellen Widersprüche ein guter Nährboden. Es war die Ära des Barock. Das Wort »barock« kommt aus dem Portugiesischen und bezeichnete ursprünglich die

eigenwillige Schönheit einer deformierten, normwidrigen Perle. Später hat es sich als Stilbegriff einer Kunstauffassung durchgesetzt, die auf das Gleichmaß und die Harmonie der Renaissance verzichtet – zugunsten des Unproportionierten, der freien Formenvielfalt, des spielerischen Gestus und der überraschenden Assoziation. Mit solchen Mitteln wird auf extreme Gefühle und düstere Realitäten verwiesen, deren Wirkung noch krasser erscheint angesichts der glänzenden Fassade, hinter der sie verborgen liegen. Gegensätze und ihre vorläufige, spielerische Aussöhnung sind genau der Stoff, von dem die Barockkultur zehrt, ebenso wie von der Überfrachtung der Illusion mit Illusionen, der Bedeutungen mit Bedeutung. Und welche Vorstellung könnte barocker sein als die des literarischen Weltruhms einer Nonne hinter Klostermauern, obendrein im Milieu eines rohen Pionierstaats, dessen kirchliche und weltliche Herren das Vorurteil männlicher Überlegenheit propagierten! Sehen wir uns das oben zitierte Gedicht noch einmal an: Die keusche Ordensfrau bezeichnet ihre Lyrik als Neugeborenes, vergleicht sie mit der Ernte eines fruchtbaren Ackers. Zugleich erneuert sie ihre Liebeserklärung an die entschwundene Marquesa.

Sor Juana selbst konnte ihre mexikanisch-kreolischen Wurzeln nie verleugnen. Geboren war sie auf einer Ranch am Fuß des großen Vulkans Popocatepetl. Ihre Mutter war wohl bäurischer Herkunft und lebte offenbar mit dem Vater in unehelicher Beziehung. Ein Zweig der Familie war jedoch in der Stadt beheimatet, verfügte über eine gute Bibliothek und einen kultivierten Freundeskreis. Juana kam als Kind mit den Büchern ihres Großvaters in Berührung und entwickelte eine unstillbare Sehnsucht nach Einsamkeit und Lektüre. Ihrer außergewöhnlichen Begabung zum Schreiben und Lernen ließ man eine gewisse Förderung angedeihen. Mit 15 kam sie 1664 an

den Hof des damals gerade ernannten Vizekönigs, genoss die Gunst der Dame des Hauses und wurde deren Gesellschafterin. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie stolz auf ihren Aufstieg, den glanzvollen Lebensstil und die Anerkennung, die ihrer Intelligenz zuteil wurde. Zweifellos nahm sie am denkbar stilisierten Austausch von »Galanterien« unter jungen Männern und Frauen teil. Doch fehlte ihr eine Mitgift. Die Einsamkeit war ihr vorbestimmtes Schicksal. Und wie hätte sie, als Ehefrau und Mutter, noch lesen oder schreiben oder für sich allein sein können? Im Jahr 1668 legte sie in Santa Paula, einem Hieronymitinnenkonvent – der Orden nannte sich nach dem Kirchenvater Hieronymus –, ihr Gelübde ab. Fortan sollte sie ihr Leben nach der Ordensregel in stiller Meditation hinter Klostermauern verbringen.

Dieser Schritt wird ihr nicht leicht gefallen sein, nimmt sich jedoch weniger drastisch aus, als man vielleicht meint. Gewiss war sie schon vorher gläubige Katholikin. Ihr neuer Stand erforderte keine völlige Unterwerfung oder Auslöschung des eigenen Selbst. Das Gelübde erzwang keine unwiderrufliche Trennung von ihrem Freundeskreis oder von der weltlichen Bildung, die ihr so viel bedeuteten. Als Nonne musste sie schematisch festgelegte Glaubensdienste absolvieren, doch wurden nicht alle Regeln mit gleicher Strenge befolgt, und die Alltagspflichten ließen durchaus Muße zum Schreiben oder Lesen. Die Schwestern verfügten über eigene, wohnliche Zellen, mit Küche, einer Kammer mit Badewanne und Schlafplätzen für eine Bediente und ein paar Angehörige. Sor Juana hatte eine Mulattin sowie ein oder zwei Nichten oder jüngere Verwandte zur Gesellschaft, die sie in ihre Unterkunft aufnahm. Die Nonnen besuchten einander hin und wieder und musizierten in den Unterkünften, weshalb sich Sor Juana schließlich sogar beklagte, beim Lesen und

Schreiben gestört zu werden. Von Anfang an hatte sie ihre Zelle in einen eleganten Salon umgewandelt, wo sie den Vizekönig und seine Gemahlin oder andere vornehme Gäste erwartete, um stundenlang gelehrte Gespräche zu führen, spontane Lesungen durchzuführen und Klatsch auszutauschen.

Zu Sor Juanas treuesten Freunden und Gönnern gehörte Carlos de Sigüenza y Góngora, der Mathematik an der Universität von Mexiko lehrte und als hochgebildeter kreolischer Wissenschaftler eine fast ebenso merkwürdige Sonderstellung einnahm wie sie selbst. Er war von Jesuiten erzogen worden und sehnte sich immer danach, einer von ihnen zu werden, doch hatte man ihn vom Kolleg ausgeschlossen. Seine Stellung hatte er ohne akademischen Abschluss erlangt, allein durch den Nachweis überragender Fachkenntnisse. Den Namen Góngora nahm Carlos de Sigüenza an, um seine entfernte Verwandtschaft mütterlicherseits mit dem berühmten Poeten der spanischen Barockzeit zu demonstrieren. Doch fühlte er sich in Gesellschaft von Professoren, Klerikern und hohen Beamten europäischer Herkunft stets unsicher. Er schrieb viel; vor allem Werke zur Geschichte Mexikos. Seine schriftstellerische Begabung reichte zwar nicht an Sor Juana heran, doch sind deren erstaunliche Kenntnisse auf dem Gebiet der modernen Wissenschaften und Philosophie wohl hauptsächlich ihm zu verdanken.

Unter den Hieronymitinnen herrschte das Armutsgebot, das allerdings weitgehend ignoriert wurde. Daher erhielt Sor Juana zahlreiche Schenkungen, von denen einige das einst mittellose Mädchen befähigten, ihr Vermögen gewinnbringend anzulegen. Durch Spenden und Ankäufe brachte sie eine Bibliothek von über 4000 Bänden sowie eine kleine Sammlung naturwissenschaftlicher Instrumente zusammen, die ihr vermutlich Sigüenza besorgte. Ihre